

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Gefährliches Glitzern

Heinrich Peuckmann

Kriminalroman

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-942929-91-2

Lektorat: Stefanie Stöhr
Titelbild: Lychatz Verlag

Copyright (2015)
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.lychatz.com

9,95 Euro (D)

1.

Die Dunkelheit ist allgegenwärtig. Behutsam tasten sich seine Schritte auf dem matschigen Untergrund vorwärts. Für den Bruchteil einer Sekunde scheinen sie den Halt zu verlieren, um dann doch festen Stand zu finden. Vorsichtig läuft er durch die Furchen des lehmigen Feldes. Nur langsam kommt er voran. Die Stadt liegt weit weg, ihre Lichter sind als kaum wahrnehmbares Flimmern am Horizont zu erahnen. Aber in völliger Dunkelheit, das weiß er von früheren Versuchen, hilft das Licht der Sterne. Ein Schimmer legt sich dann über das Feld, der heller wird, je mehr sich die Augen an das Dunkel gewöhnen. Zusätzlich hat er die Lampe vor der Stirn befestigt und bewegt den Kopf hin und her, um das Feld genau abzusuchen. Manchmal beugt er sich nach vorn, wenn er glaubt, etwas in der feuchten Erde entdeckt zu haben. Dann richtet er den Lichtstrahl genau darauf, aber fast immer ist es nichts. Bis auf ganz wenige Ausnahmen, die er an einer Hand abzählen kann, ist es noch nie etwas gewesen. Aber das muss nichts heißen. Von einem Moment zum anderen kann alles anders werden. Ja, und wenn diese Situation eintritt, ja wenn, dann hat sich mit einem Schlag alles gelohnt. All die Sucherei im Internet nach geeigneten Plätzen, an denen sich die Suche lohnt, all die Fahrten zu solch entlegenen Orten, all die Nächte, die er sich bei Kälte oder Regen um die Ohren geschlagen hat.

Und wie sich dann alles gelohnt haben wird! Das ist die Hoffnung, die ihn antreibt und ihm Mut macht, bloß nicht locker zu lassen.

Nein, um aufzugeben hat er inzwischen viel zu viel investiert. Nicht nur Zeit und Anstrengung, nicht nur endlos lange Nächte, sondern auch Geld. Der Metalldetektor, den er an den rechten Arm gebunden hat und mit einer Schwenkbewegung über das Feld führt, hat über 500 Euro gekostet. Die Batterien für die Sonde sind teuer. Dauernd muss er sie nachkaufen. Hinzu kommt das Benzingeld für die Fahrten, die Verpflegung unterwegs, er will gar nicht rechnen, wie viel inzwischen zusammengekommen ist.

Aber heute, heute hat er sogar einen Grund dafür, Hoffnung zu haben. Wenn sie sich doch erfüllen würde, diese Hoffnung. Wenn doch endlich etwas klappen würde!

Er weiß genau, in welchem Rhythmus er den Detektor über den Boden schwenken muss, damit er richtig funktioniert. Er darf nicht zu hektisch dabei werden, sondern muss die Bewegungen langsam und gleichmäßig durchführen. Zwei, drei Meter zu beiden Seiten zeigt der Detektor dann an, wenn sich ein Metallstück im Boden befindet. Aber das ist kein Problem für ihn, er hat längst Routine darin.

Auch wenn der Detektor nicht anspringt, wenn also nichts Aufregendes passiert, spürt er keine Langeweile bei seiner Tätigkeit. Er kann ungestört seinen Gedan-

ken nachhängen und manchmal ganz weit weg von dem Ort sein, an dem er sich gerade befindet. Vor allem kann er träumen. Träumen davon, dass sich das alles einmal lohnen wird. Heute ganz besonders!

Plötzlich springt direkt vor seinen Füßen etwas auf und rennt weg. Er ist so überrascht, dass er vor Schreck aufschreit und einen Meter zurückgeht. Für den Bruchteil einer Sekunde sieht er im Schein seiner Lampe, was da vor ihm wegrennt. Ein Hase ist es, nichts weiter als ein harmloser Feldhase, der sich so lange vor ihm in der Furche geduckt hat, bis er ihn fast mit dem Fuß getreten hätte. Er hat so was schon ein paarmal erlebt, manchmal mit einem Igel, einmal sogar mit einem Rehkitz. Aber es bringt nichts, sich vorzunehmen, bei solchen Begegnungen nicht zu erschrecken. Es passiert ja doch jedes Mal. Sein Puls schnellt dann in die Höhe und Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Auch jetzt muss er zwei-, dreimal tief durchatmen, bevor er weitergehen kann. Hoffentlich kriege ich nicht irgendwann mal einen Herzinfarkt, denkt er.

Vorsichtig geht er zwei Schritte vor. Hier irgendwo muss es gewesen sein, denkt er. Hier hatte vor drei Tagen der Metalldetektor angeschlagen. Er hatte nicht gebrummt, wie er es tut, wenn er altes, rostiges Eisen aufspürt. Nein, er hatte einen hellen Piepton von sich gegeben. Also lag ein anderes Metall in der Erde und kein billiger Eisenschrott. Also konnte es etwas sein, das wertvoll war.

Ja, er war vor drei Tagen schon einmal hier gewesen, mit seinem Kumpel, mit dem er die meisten dieser Trips unternommen hatte. Bei Google Earth hatten sie sich Luftbilder angeschaut, hatten überlegt, wo germanische Siedlungen gestanden haben könnten, wo Handelsrouten verlaufen waren, der Hellweg vor allem. Am Rande des Hellwegs, das glaubten sie, würde etwas zu finden sein. Ganz bestimmt würde es das.

Vor ein paar Wochen waren sie schon einmal auf einem Feld in der Nähe gewesen, aber dort war nichts zu finden gewesen. Danach hatten sie ihre Überlegungen erst mal verworfen, bis sie vor einer Woche, als sie wieder bei Google Earth rumgesucht hatten, erneut auf diesen Ort gestoßen waren. Wenn nicht auf dem einen Feld, dann musste es eben im Feld daneben eine germanische Siedlung gegeben haben, hatte er überlegt und seinem Kumpel einen zweiten Versuch vorgeschlagen. Es war genau dieses Feld, das der Bauer gerade gepflügt hatte. Gut für sie, denn dadurch wurden untere Erdschichten aufgerissen und es konnte mit nach oben kommen, was lange in der Erde geruht hatte.

Diesmal hatte sein Detektor tatsächlich gepiept, laut und deutlich. Im ersten Moment hatte er geglaubt, sein Freund hätte das Piepen ebenfalls gehört, aber der war, ein paar Meter von ihm entfernt, seelenruhig mit seinem Detektor in der Hand weitergegangen. Sein erster Impuls war gewesen, ihm zuzurufen: He, hast du nicht gehört? Hier ist was. Komm, lass uns suchen!

Aber irgendetwas hatte ihn davon abgehalten. Er staunt über sein eigenes Verhalten hatte er einen Moment lang innegehalten, dabei aber vermieden, die Spule zu nahe an den Fundort zu halten. Sie sollte nicht noch einmal piepen, er wusste ja Bescheid.

Der Freund hatte schließlich bemerkt, dass er nicht weiterging, hatte ebenfalls gestoppt und ihn verwundert angesehen.

„Ist was?“

Erst in diesem Moment war ihm klar geworden, dass er sein Geheimnis für sich behalten wollte.

„Nein, nichts. Ich muss mal kurz verschnauften.“

Der Freund hatte gegrinst. „Okay, tu das. Danach lass uns noch eine halbe Stunde weitersuchen. Wenn dann nichts passiert, brechen wir ab und fahren nach Hause.“

Er hatte genickt. Gute Idee, noch dazu eine, die ihn entlastete. Denn nicht er war es gewesen, der festlegte, wie es weiterlaufen sollte, sondern der Freund selber. Wie es überhaupt immer nach seiner Pfeife gehen sollte. Immer wollte er festlegen, wann und wo es laufen sollte. Immer wollte er bestimmen, wann eine Suche zu Ende war. Nur bei der Auswahl der Orte, an denen sich eine Suche lohnte, ließ er ihn mitreden, weil er selbst von den Zusammenhängen zu wenig Ahnung hatte. Vielleicht war auch das der Ansporn dafür gewesen, so zu handeln, wie er gehandelt hatte. Einmal sollte es

nicht nach der Pfeife des Freundes gehen. Einmal wollte auch er bestimmen!

Heimlich hatte er sich umgesehen und versucht, sich die Stelle, an der der Detektor gepiept hatte, einzuprägen, denn es war ihm klar gewesen, dass er alleine zurückkommen würde. Aber einprägsame Bilder waren nicht auszumachen. Zu gleichmäßig war das Feld gepflegt worden, nirgendwo gab es einen Anhaltspunkt, an dem er sich orientieren konnte. Und mit seinen Schuhen die Stelle zu markieren würde auch nichts bringen. Der nächste Regen würde alles wegwischen. Er hatte deshalb versucht, die Entfernung zur Hauptstraße abzuschätzen. Gut hundert Meter waren es bis dorthin, und der Ort, an dem er stand, befand sich nicht in der Mitte des Feldes, sondern halbrechts.

Hierhin würde er zurückkommen, das hatte er gewusst. Und zwar so schnell wie möglich, denn dies war seine Chance. Das Leben hatte ihm nicht viele zugebilligt. Immer wieder war er es gewesen, der übersehen wurde, der zurücktreten musste oder ausschied in allen Situationen, an denen er beteiligt war, obwohl er nicht schlechter war als andere. Nein, das war er weiß Gott nicht. Nicht nur er sagte das, auch einige andere, die ihn kannten. Aber jetzt hatte das Leben ihm vielleicht doch eine Chance zugespielt, eine, die er nutzen will. Ob es aber wirklich eine ist, müsste sich noch herausstellen.

Hier, hier muss es gewesen sein. Nach seinem Gefühl liegt die Hauptstraße etwa hundert Meter hinter ihm und er befindet sich auf der rechten Seite des Feldes. Den Lichtkegel seiner Lampe richtet er genau in die Furche vor ihm und führt vorsichtig die Spule darüber. Aber der Detektor bleibt stumm. Verdammt, wo war das nur? Oder ist ihm vielleicht im letzten Moment jemand zuvorgekommen? War das vielleicht sein ... Erschreckt hebt er den Kopf und starrt ins Dunkle. Was, wenn der Freund das Piepen gar nicht überhört hatte? Wenn er es im Gegenteil ganz genau registriert hatte und einen Tag früher als er zurückgekommen war? Hinterlistig wäre das. Was er hier allerdings tut, ist ja auch nicht sonderlich besser, sondern er tut es vielleicht nur einen Tag zu spät.

Es kommt nun doch Hektik in ihm auf. In schnellen Bewegungen schwenkt er die Spule über das Feld. Verdammt, es ist seine Chance, nur seine. Er will nicht, dass sie ihm ein anderer wegnimmt. Und plötzlich, plötzlich piept es tatsächlich. Ungläubig hält er inne. Hat er das wirklich gehört oder hat er sich das nur eingebildet? Vorsichtig bewegt er die Spule noch einmal über die Furche vor ihm. Da, wieder das Piepen, laut und deutlich. Er schaut auf die Anzeige. Einen Wert von weit über 80 zeigt sie an. Ja, da muss etwas sein. Wäre es Eisen, würde der Detektor einen geringeren Wert anzeigen. Jetzt spürt er seinen Herzschlag nicht vor Schreck, sondern vor Freude. Er beugt sich weit

vor und sucht mit dem Lichtstrahl den Boden ab. Tatsächlich, da liegt etwas Rundes neben einem Erdklumpen. Er legt den Detektor zur Seite, hebt es auf und sieht, dass es so groß wie eine Münze ist. Ob es wirklich eine ist, kann er aber nicht sofort erkennen, denn der Gegenstand ist verdreckt und schwarz. Er versucht, den Schmutz abzuwischen, aber die oxidierte Schicht lässt sich nicht wegwischen. Silbersulfit, denkt er, hoffentlich ist es Silbersulfit. Denn wenn es das wäre, ja wenn ... An einer Stelle am Rand glitzert es. Jetzt ist er sich sicher. Silber, das kann nichts anderes als Silber sein. Tatsächlich, er hat einen dicken Fisch aus dem Wasser gezogen. Das Leben, muss er plötzlich denken und wundert sich über sein Pathos, sollte das Leben wirklich für Ausgleich sorgen? Vorsicht, ruft er sich selbst zur Ordnung, freu dich nicht zu früh. Du weißt, wie es ist, wenn man nach großen Hoffnungen plötzlich mit leeren Händen dasteht. Ist das nur eine einzelne Münze oder liegen hier noch mehr?

Er greift wieder nach dem Detektor und führt die Spule noch einmal über den Fundort. Der Detektor piept wieder. Jetzt hält ihn nichts mehr zurück. Er lässt den Detektor fallen, greift nach dem Klappspaten, den er an seinem Hosengürtel befestigt hat, klappt Schaufelblatt und Griff auseinander und beginnt zu graben. Zuerst entdeckt er nichts. Nur matschige Erde klebt am Spaten. Ruhig bleiben, nur nicht die Geduld verlieren. Der Detektor kann sich nicht irren, der reagiert

nicht auf Gefühle, sondern ganz sachlich auf Magnetwellen. Er muss also tiefer graben, viel tiefer. Das Loch vor ihm wird immer größer. Dreißig, vierzig Zentimeter breit ist es inzwischen und genauso tief. Seine Hose wird feucht von der matschigen Erde, die ihm vom Spaten fällt, aber das ist ihm egal. Zur Not kann er sie wegwerfen, denn wenn das dabei herauskommt, was er sich erhofft, kann er sich bald viele neue Hosen leisten.

Plötzlich knirscht etwas unter dem Spaten. Er beugt sich vor und sieht, dass es die nächste Münze ist. Vorsichtig puhlt er sie aus der Erde und legt sie in die Furche neben sich. Weiter, denkt er, bloß nicht zögern. Da müssen noch mehr sein, vielleicht viel mehr. Und dann kommt er aus dem Staunen nicht mehr heraus. Mit jeder Schaufel Erde kommen schwarze Münzen zum Vorschein. Fast muss er sich zwingen, nur ja keine zu übersehen, so viele sind es. In der Nachbarfurche sammelt sich ein kleiner Haufen. Zwischendurch leuchtet er noch mal auf eine Münze. Sie ist genauso schwarz wie die erste, aber an manchen Stellen glitzert sie doch. Was sind das für Münzen? Tatsächlich, das könnten Denare sein, Silberdenare. Mein Gott, wenn das stimmen würde!

Er gräbt weiter, findet immer neue Münzen, gerät außer sich vor Freude, lässt den Spaten fallen, kniet sich vor das Loch und beginnt, mit bloßen Händen in der feuchten Erde zu wühlen. Münzen sind es, die er findet, immer neue Münzen. Er kann sie gar nicht zäh-

len, so viele sind es. Dann fühlt er plötzlich einen großen Gegenstand in der Erde. Er greift hastig zu seinem Spaten und legt ihn frei. Ein halb zerbrochenes Keramikgefäß ist es. Vorsichtig hebt er mit dem Spatenblatt den Deckel ab, leuchtet hinein und jetzt gibt es keine Zweifel mehr. Es glitzert darin, silbern und sogar golden. Also sind das nicht nur Denare, sondern auch Goldmünzen. Aureusmünzen, denkt er, das wäre am besten. Schweiß tritt ihm auf die Stirn, hastig greift er nach einer Münze und sieht im schwachen Licht die typische Kaiserabbildung auf der Rückseite. Tatsächlich, das ist ein Aureus. Er ballt die Hand mit der Münze darin ganz fest zur Faust, als könne er den Fund nur glauben, wenn er ihn schmerzhaft spürt.

Fast muss er sich zwingen weiterzugraben. Das, was er bis jetzt gefunden hat, ist doch genug. Nein, es ist mehr als das, viel mehr sogar, als er sich in seinen kühnsten Träumen ausgemalt hat. Trotzdem, er muss weiterwühlen. Er darf erst aufhören, wenn er sicher ist, dass nichts mehr im Boden verborgen ist. Diese Chance kommt nie wieder, soviel ist gewiss. Tausende, die sich auf die Suche machen, so etwas zu finden, werden sie niemals bekommen. Selbst wenn sie jahre-, jahrzehntelang suchen. Er gräbt mit dem Spaten vorsichtig weiter, findet noch ein paar vereinzelte Münzen. Dann findet er nichts mehr. Der Schatz, den er gefunden hat, war das Keramikgefäß, das hier vor vielen hundert Jahren aus irgendwelchen Gründen zurückgelassen oder

vergessen wurde. Im Laufe der Zeit war es zerbrochen, vielleicht durch Erschütterungen des Bodens, vielleicht durch einen Pflug. Einige der Münzen waren dabei herausgefallen und hatten sich im Boden verteilt.

Als er schon daran denkt, aufzuhören, merkt er, wie die Spatenspitze im Boden verkantet. Da ist noch etwas. Mein Gott, was kann denn das sein? Eine Münze auf keinen Fall, dafür ist es zu groß, merkt er, als er noch einmal vorsichtig mit dem Spaten zustößt. Er will sich gerade vorbeugen, um den Gegenstand freizulegen, da hört er hinter sich ein Geräusch. Der Freund, schießt es ihm durch den Kopf, denn dass es kein Tier ist, merkt er sofort. Bei einem Tier würde sich das Geräusch entfernen, dieses kommt aber immer näher. Also hat er seinen Plan doch durchschaut, ist ihm heimlich gefolgt und hat ihn solange suchen lassen, bis er gefunden hat, was der Boden verbarg.

Er dreht sich nicht in Richtung des Geräusches um, sondern verharrt wie erstarrt in der vorgebeugten Haltung. Was soll er dem Freund sagen? Soll er ihm erklären, dass er natürlich vorhatte, die Beute mit ihm zu teilen? Würde er das selber glauben, wenn es umgekehrt wäre? Verzweifelt versucht er, sich etwas Sinnvolles einfallen zu lassen, da hört er plötzlich eine unbekannte Stimme.

„Was machen Sie hier? Wieso wühlen Sie in meinem Acker rum?“

Der Bauer! Verdammter Mist, der hat ihm gerade noch gefehlt. In jeder anderen Situation hätte er kommen können, aber doch nicht jetzt, wo er den großen Erfolg gelandet hat. Er wendet sich ab und schaltet schnell seine Lampe aus, damit der Bauer sein Gesicht nicht erkennen kann, aber dazu ist es zu spät. Eine Taschenlampe blinkt auf und leuchtet ihm direkt ins Gesicht.

„Das hier ist Privatbesitz, wenn Sie nicht sofort verschwinden, rufe ich die Polizei!“

Im nächsten Moment richtet er den Lichtkegel seiner Taschenlampe auf den Münzhaufen in der Furche.

„Was ist das denn? Was haben Sie da gefunden?“

Er beugt sich vor, um den Haufen genauer zu sehen.

„Wenn Sie was Wertvolles gefunden haben, geben Sie das sofort raus. Es gehört mir, nicht Ihnen!“

Rausgeben, das alles? Er starrt auf den kleinen Berg an Münzen, den er in der Furche gesammelt hat, auf den Keramiktopf, in dem noch viele mehr liegen, und denkt an das, was da noch im Boden stecken könnte. Das alles soll er nicht behalten dürfen, sondern stattdessen wie so oft mit leeren Händen dastehen? Unmöglich! Noch mal wird er so einen Fund nicht machen.

Der Bauer bemerkt sein Zögern. „Los, rausgeben habe ich gesagt. Wird's bald? Oder glauben Sie, dass ich Spaß mache?“

Er verharrt in seiner Bewegungslosigkeit, unfähig zu der kleinsten Reaktion. Nur seinen Kopf dreht er im-

mer so, dass ihm der Schein der Lampe nicht ins Gesicht leuchtet.

Der Bauer kommt jetzt ein paar Schritte auf ihn zu. „Verdammt, ich will sehen, was Sie da gefunden haben. Das ist mein Grund und Boden, deshalb habe ich einen Anspruch auf das, was sich darin befindet.“

Er schaut kurz hinüber und sieht die große, kräftige Statur des Bauern. Ein Typ, der körperliche Arbeit gewöhnt ist, ihm an Kräften haushoch überlegen. Was soll er jetzt tun? Soll er ihm alles aushändigen, diesem Parasiten? Fünfzig mal hat er bestimmt schon den Acker mit seinen Maschinen durchpflügt und nichts gefunden. Und jetzt will er sich das einverleiben, was er mit seinen Händen zutage gefördert hat. Nein, es gehört ihm, nicht diesem Bauern. Ohne ihn würde der Schatz noch immer in der feuchten Erde liegen.

Der Bauer ist jetzt nur noch zwei, drei Meter von ihm entfernt. Wenn er jetzt zupackt und ihn festhält, hat er keine Chance mehr. Unmöglich, sich aus dessen Klammergriff zu befreien. Er blickt um sich. Was soll er tun? Da spürt er den Griff des Spatens in seiner Hand. Mit einem Ruck hebt er ihn hoch und rennt, ohne groß nachzudenken, auf den überraschten Bauern zu. Mit der Schaufelkante schlägt er zu, einmal, zweimal, zuerst auf die Schulter, dann auf den Kopf. Danach springt er zurück und beobachtet, was passiert. Der Bauer starrt ihn mit weit aufgerissenen Augen an, als wollte er noch immer nicht wahrhaben, was abläuft,

dann schwankt er und versucht, nach seinem Kopf zu greifen. Aber es gelingt ihm nicht, sein Arm fällt schlaff herab. Etwas Flüssiges strömt ihm über das Gesicht und verdeckt die Augen, dann knickt er ein, fällt zuerst auf die Knie und dann auf die Seite.

Wie gebannt starrt er auf den reglosen Körper. Wird sich der Bauer wieder erheben und erneut auf ihn zu kommen? Aber er bewegt sich nicht mehr. Leblos liegt er in der Furche.

Weg hier, denkt er, jetzt nichts wie weg von hier. Aber nicht ohne meinen Schatz. Natürlich nicht ohne ihn, denn sonst hätte sich das alles nicht gelohnt.

Er schaltet das Licht an der Stirn wieder ein und zieht einen Leinensack aus der Tasche seines Parkas. Zuerst stellt er den Keramiktopf in den Sack, danach füllt er die Münzen hinein. Anschließend lässt er sich wieder auf die Knie fallen und beginnt, nach dem Gegenstand zu graben, auf den er gestoßen ist. Mit den Händen wühlt er in der Erde und merkt, dass dort etwas Größeres verborgen sein muss. Zwischendurch greift er noch mal nach dem Spaten, um einen größeren Erdklumpen auszuheben, der einen Teil des Gegenstandes verdeckt, dann gräbt er wieder mit den Händen weiter. Er kann zuerst gar nicht glauben, was er da aus der Grube hebt. Es sieht aus wie eine Maske, eine silberne Gesichtsmaske. Hat er so etwas schon mal in einem Museum gesehen? Es kommt ihm so vor, aber er ist sich nicht sicher. Er muss das zu Hause nachschla-

gen, in seinen Fachbüchern, im Internet. Vorsichtig legt er sie auf die übrigen Funde in den Beutel, zieht das Band zu und macht eine Schleife. Jetzt ist er sicher, dass er nichts verlieren kann.

Der Bauer liegt immer noch bewegungslos auf dem Feld. Gerade, als er weglaufen will, merkt er, dass es besser ist, die Spuren so gut wie möglich zu verwischen. Mit dem Spaten schiebt er schnell Erde ins Loch und versucht dabei, sie an den Furchenverlauf anzugleichen. Wenn der Bauer tot ist, soll niemand ahnen können, warum es passiert ist. Wenn er schwer verletzt sein sollte, gilt das gleiche. Je dunkler die Umstände bleiben, desto besser für ihn, den Täter.

Den Spaten in der Hand zu halten, löst mulmige Gefühle bei ihm aus. Damit hat er gerade zugeschlagen, hat jemanden verletzt, vielleicht sogar ... Wie in Trance kommt es ihm vor, als wäre das alles gar nicht wirklich, sondern eine böse Vorstellung, die ihm sein Gehirn vorgaukelt.

Er will darüber nicht nachdenken, klappt ihn schnell zusammen und befestigt ihn wieder am Gürtel. Den darf er hier auf keinen Fall zurücklassen! Dann greift er nach dem Metalldetektor und dem Leinensack und rennt in die entgegengesetzte Richtung davon, aus der der Bauer gekommen war. Er beeilt sich, passt für einen Moment nicht auf und stolpert. Der Länge nach fällt er in eine Furche, lässt dabei den Metalldetektor, nicht aber den Leinensack los. Er weiß, dass er jetzt

völlig lehmverschmiert ist, aber das macht nichts. Er muss weg hier, das allein zählt. Er greift nach dem Detektor und rennt weiter. Als er das Feld verlassen hat, läuft er über den Grasstreifen am Rand, um den Lehm von den Schuhen zu wischen. Jetzt muss er noch hundert Meter die Straße entlang zu seinem Auto laufen, dann hat die Flucht geklappt. Als er es erreicht, verstaut er schnell alle Gegenstände im Kofferraum und setzt sich ans Steuer. Erst jetzt wagt er, einmal kurz durchzuatmen, dann fährt er langsam los, um möglichst wenig Lärm zu verursachen. Erst nach gut hundert Metern schaltet er das Licht ein.

Plötzlich bedrängt ihn das Bild des Bauern wieder. Hoffentlich ist er nur verletzt, denkt er. Hoffentlich findet ihn einer und bringt ihn rechtzeitig ins Krankenhaus. Und am besten wäre es, wenn er sich dort an nichts erinnern würde.

Er kommt zu einer großen Kreuzung und biegt nach links Richtung Dortmund ab. Erst jetzt weiß er, dass er unentdeckt geblieben ist. Unentdeckt, bis auf die Begegnung mit dem Bauern. Dass der die Schläge mit dem Spaten überlebt haben könnte, hofft er zwar, aber wirklich glauben kann er es nicht.